

Der Frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt für 1935 RM. 4.- und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1935 dem Postgeschäft, Nürnberg 30804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen.

Nach § 10 der Satzungen müssen Abmeldungen für das kommende Jahr bis spätestens zum



30. September des laufenden Jahres betätigt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft. Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftleiter Dr. Anton Fries, Würzburg, Pleicherring 7, zu senden. Die Rücksendung von unverlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld begleift wird.

Nr. 3

1935

Nimmer heimatlos!*)

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

Da ich diese Zeilen zu schreiben beginne, während Karfreitagszauber über dem frühlingsmüden fränkischen Lande liegt, muß ich schöner Kinder- und Jünglingsjahre gedenken. —

Wer in Bamberg geboren wurde und aufwuchs, der ist und bleibt eine Art Kulturfätholit, gleichviel, welchem kirchlichen Bekenntnis er angehört oder wie er sich im Laufe seines Lebens weiter entwickelt. Ist er im katholischen Bekenntnis geboren, so wirken die Eindrücke seiner Jugendjahre mit besonderer Stärke nach, und selbst wenn er sich später aus streng kirchlichen Bahnen entfernt hätte, gibt es doch Augenblicke, in denen der Kulturfätholizismus auch beim Gleichgültigen oder beim Freigeist wieder durchbricht; denn die religiösen und im Verein damit die künstlerischen Eindrücke der Siebenhügelstadt, der Stadt Heinrichs und Kunigundens, waren einst auch für ihn überwältigend groß. — Ich sehe noch heute im Geiste die endlosen Scharen von Menschen aller Bekenntnisse, die sich am Karfreitag den Michelsberg herauf und dann am Vaterhaus vorbei zum Besuch der Heiligen Gräber drängten und schoben. Endlos, endlos war dies, und zwischen den festtäglich gekleideten Städtern wallten die Bauern und Bäuerinnen des Umlands mit gleichmäßigen Schritt daher. Drinnen in der Rokoko-Grabkapelle der Michelskirche und in der Gruftniße von St. Getreu, da lag der vom Kreuze genommene Schmerzensmann, beweint von Johannes und den frommen Frauen, und ringsum strömten Hyazinthen ihre berauscheindesten Düfte aus, rißten Primeln und Hortensien; die Grüste hatten sich in Blütengärten gewandelt. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser Tote, um den sich Kunst und Natur mit glühender Liebe drängten, war schon wieder lebendig, bevor noch das „Resurrexit“ der Auferstehungsfeiern von allen Türmen hallte.

*) Unter diesem Titel bringen wir im Laufe des Jahres eine längere Reihe von Folgen aus einem nicht gedruckten Buche unseres Bundesführers. Seine Ausführungen wollen nicht eine Selbstbeschreibung im landläufigen Sinne sein; sie verdienen unsere Beachtung mehr noch durch die geschichtlichen und kulturellen Gedankengänge, die nebenherlaufen oder eigentlich die Hauptache sind. Die Schrift.

Zahllose Eindrücke dieser Art stürmten auf den jugendlichen Menschen ein, schmeichelten sich in seine Seele. Es ist klar, daß die Stellung von Kindern einer solchen Stadt zu der kirchlichen Kunst eine andere sein muß als von jenen, die fern her und auf dem Umweg über gelehrt Bildung dieser Kunst nähertreten. Wir lachten schon als junge Menschen zuweilen über Äußerungen fremder, besonders norddeutscher Besucher, die zu verurteilen schienen, daß sie der kirchlichen Kunst Süddeutschlands mit demselben Verständnis sich nahten wie einer arabischen Moschee oder einem indischen Buddhatempel. Noch heute schüttle ich zuweilen den Kopf über Fehlurteile von Männern, die vielleicht im Gewölbebau gotischer Kirchen sehr gut bewandert sind, aber nicht ebenso gut in den wichtigsten Voraussetzungen der kirchlichen Kunst. Diese Voraussetzungen sind — die inneren und äußeren Forderungen des Kultes bis in alle Einzelheiten. Kultus und kirchliche Kunst sind untrennbar miteinander verknüpft, und wer Kirchen als Museen betrachtet, der täte besser, den Fuß nicht über ihre Schwelle zu setzen. Es war darum auch geradezu lächerlich, als vor mehreren Jahren eine Berliner Zeitung im Tone hoher Entrüstung schrieb, die Bamberger sollten es sich nicht einfallen lassen, auf eigene Faust die Chorapsis ihres Domes auszumalen; der Bamberger Dom sei ein Denkmal des ganzen deutschen Volkes, und dergleichen mehr. Möglich, daß der Schreiber jener Zeilen seine Kenntnis über dieses deutsche Nationalheiligtum von den Banknoten hatte, auf denen der Kopf des Domreiters abgebildet war, einer der schönsten Männerköpfe der deutschen Kunst, eines Königs und Heiligen, der leider auf die angegebene Weise zwar auch in viele rechte Hände kam, aber auch durch Hunderttausende von unsauberem Fingern ging und oft genug in der Herzähnige schmutziger Seelen ruhte.

Der Gegenpol zu dem, was ich Kulturkatholizismus nannte, ist das Puritanertum Calvinischer Prägung. Ich blicke zu dem Genfer Reformator, dem Errichter eines neutestamentlichen Gottessstaates, als zu einem von höchster religiöser Leidenschaft erfüllten Menschen mit Bewunderung hin; aber darein mischt sich auch ein Grauen, und von ihm zu meiner Seele und, wie ich glaube, zu der Seele sehr vieler meiner Landsleute führt keine Brücke. In Ostfranken hat jedenfalls puritanischer Geist keine tiefen und bleibenden Eindrücke auf den Kultus ausgeübt, während in Rheinfranken das schärfere Auge solche Eindrücke bis in das katholische Bekenntnis herein feststellt. Es war für mich ein erschütternder Eindruck, in der Marienkirche zu Hanau neben der erhabenen Mystik des hohen gotischen Chores ein von 1558 bis 1561 erneuertes Langhaus zu sehen, dessen verhülfelnde Kahlheit nichts, aber auch gar nichts mehr von einem Gotteshaus verrät. Übrigens hat ja in neuerer Zeit eine Abkehr von diesem Geiste begonnen, und sie ist noch nicht zu spät gekommen.

Wer aber von den Wirkungen einer solchen Jugend-Umwelt berichten muß, der tut gut daran, nicht den Glorienschein einer außergewöhnlichen Jugend um seine eigene Person weben zu wollen, sondern sich eher als willenlos empfangendes Kind in einem Meere einbrechender Lichtstrahlen zu betrachten und darzustellen. Dies ist ja überhaupt ein Grundfehler der meisten Lebensbeschreibungen, daß sie das Wort „Ex ungue leonem“ auf alle Äußerungen einer oft recht harmlosen, ja nichtssagenden Kindheit anwenden. Mancher, der es gar nicht zu einem Löwen gebracht hat, läßt von einem nur erträumten Nimbus einen noch viel fläglicheren Abglanz auf seine Jugend zurückfallen. Hierher gehört noch eine andere Gewohn-

heit, die sich nicht nur auf die Jugendzeit bezieht, nämlich daß man auf das eigene mittelmäßige Leben die Glanzlichter des Zusammentreffens mit berühmten oder hochgestellten Persönlichkeiten setzt. Von all dem ist in diesen Ausführungen, die einen andern Zweck verfolgen als viele der herkömmlichen Selbstlebensbeschreibungen, keine Rede. Ich verschweige daher absichtlich die Namen bedeutender Zeitgenossen, denen ich mich irgendwann und irgendwie nähern durfte, wenn dieses Zusammentreffen ohne Einfluß auf mein eigenes Leben geblieben ist.

Spreche ich aber von Rückwärtsverherrlichung, so kann ich eine Art davon nicht übergehen, die uns schon im Knabenalter deutlich genug vor Augen trat. Um den Geschichtsunterricht handelt es sich, den wir an der Hand von teilweise ungenießbaren Lehrbüchern genossen. Es ist ein Gemeinplatz, daß nichts schwerer ist als der Versuch einer überparteilichen, vorurteilslosen Geschichtsschreibung. Eines der berühmtesten Beispiele dafür ist der alte Tacitus, der im ersten Kapitel seiner Annalen versichert, er werde „sine ira et studio“ schreiben, und der auf der nächsten Seite damit beginnt, seinen Germanicus zu hell und seinen Tiberius zu dunkel zu malen. Es ist ganz klar, daß dies nicht nur in der angeborenen Seelenverfassung begründet ist, sondern vor allem auch in dem Staat, in den man hineingeboren wurde. Seine Form bestimmt die geschichtliche Betrachtung der vorausgehenden Zeitschritte. Die Hauptchwäche der amtlichen Geschichtsschreibung in der Einherrschaft ist die Rückwärtsverherrlichung des Herrschergeschlechts und die Darstellung, als ob auch schon jedes einzelne Stück der früheren Entwicklung bedeutend, zielbewußt, mit weitschauenden Gedanken geschwängert gewesen sei. Die Wirkung zufälliger Ereignisse, die Tatkraft großer Diener des Staates, die Tragkraft eines gesunden Volkes werden nur zu leicht in Herrscherverdienst umgefälscht. Den Gestalten mittlerer Größe wird ein hoher Kothurn untergeschoben, um Schwachsinnige und Bösartige der berühmte Mantel gehängt. Dieser Geist muß sich ganz besonders in Schulbüchern und im Schulunterricht auswirken. Unser unzulängliches Lehrbuch der Bayerischen Geschichte ließ vor unseren erstaunten Augen eine lange Reihe mittelalterlicher Schattengestalten aufmarschieren und suchte unsere Teilnahme für sie zu wecken; sie waren und blieben uns aber nur merkwürdig durch ihre seltsamen Beinamen, indem etwa der eine „Der Gebartete“, der andere „Mit der Hafte“, der dritte gar „Der Kneuzel“ hieß. Unsere Zuneigung hatte einzig und allein jener Christoph, der einen unmenschlich großen Stein schleudern und in hohem Sprunge Nägel aus einer Wand stoßen konnte; er hatte ja auch, Heidi, den prahlerischen Woiwoden von Lublin in den Sand gestreckt! Das Köstliche bei dieser Rückwärtsbestrahlung ist aber, daß die wirklich bedeutenden Gestalten dabei zu schlecht wegkommen. In unserem Geschichtsbuch malte eine sanfte Abendröte dem alten Ludwig I., der doch auf alle Fälle, trotz Lola Montez und Ludwigsstraße, ein sehr eigenwilliger und eigenartiger, ja in mancher Hinsicht großer Herrscher gewesen ist, nur dieselben roten Bäckchen wie seinem sehr viel weniger bedeutenden Vater und seinem unbedeutenden Sohn, die da als gleichwertige Helden neben ihm standen. Quitpold wurde zwar der Gütige genannt, aber von der Bekennung, ja von den Anfeindungen, die dieser Mann seit seinem Regierungsantritt auf lange Zeit zu bestehen hatte, drang zu uns natürlich nicht die mindeste Kunde. Wollte man uns darüber die Wahrheit sagen, so hätte man allerdings nicht einer byzantinischen Geschichtsschreibung vor

den Kopf gestoßen, sondern der Seelenhaltung weiter Volkskreise, welche an dem Namen eines seit langem geisteskranken und zuletzt durchaus volksfremden Herrschers mit einer Schwärmerei hingen, die das Maß der Vernunft weit überschritt, ohne doch auf der anderen Seite das wirklich große Verdienst dieses Königs um Richard Wagners Lebenswerk zu begreifen.

Zugegeben, daß die Todesart Ludwigs II. auf das Volk, ja auf die Völker den denkbar stärksten Eindruck machen mußte, so daß es fraglich ist, ob überhaupt in Europa jemals eine Nachricht gewaltigeres Aufsehen erregt hat als die vom 13. Juni 1886! Daß Könige, mit oder ohne Gerichtsverfahren, erdolcht, erschossen, enthauptet wurden, war ja nichts völlig Ungewöhnliches; aber Ertrinken? „Ein König ertrinkt nicht so leicht“, sagte einst König Ring zu Frithjof. Die erschütternde Nachricht ist eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen. Ich sehe mich noch heute mitten unter Spielsachen auf dem Fußboden, da kommt mein Vater zum Mittagessen herein, schwingt mit bestürztem Gesicht ein kleines schwarzgerändertes Zeitungsblatt, und ich sehe noch, wie sich Betroffenheit über die Züge meiner Angehörigen legt. Diesen kleinen Vorfall hatte ich übrigens wieder vergessen, bis er mir viele Jahre später infolge von Gedankengängen, die sich mit Ludwigs II. Tod beschäftigten, plötzlich wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Ich sprach damals als Universitäts-Student in den Ferien oft mit meinem alten Lehrer und Freund Dr. Johann Schmaus über mystische oder halbmystische Gegenstände; Schmaus war als Oberpfälzer solchen Dingen sehr zugänglich. Damals war nun oft die Rede von jenen bekannten Weissagungen, die sich mit den Hohenzollern und mit den Wittelsbachern beschäftigten, von dem „Vaticinium Lehninense“ und dem „Vaticinium Buranum“. Vergeblich zerbrachen auch wir uns den Kopf, was das wohl für ein todeswürdiges Verbrechen gewesen sein könnte, das, nach der Weissagung vom Kloster Lehnin, jener Hohenzoller begangen haben mußte, der nach der Reihenfolge der Herrscher nur Kaiser Wilhelm I. sein konnte; denn von diesem hieß es: „Hic scelus audet morte piandum.“ (Dieser wagt ein Verbrechen, das mit dem Tode gesühnt werden müßte.) Ganz besonders aber beschäftigten wir uns mit der allerdings seltsamen Weissagung vom Kloster Benediktbeuren, die von Ludwig II. sagte: „Et hic peribit in undis.“ (Und dieser wird in den Wellen untergehen.) Schmaus erzählte dabei, daß er sich mit seinem Freunde Vogelsgang schon Jahre vor dem Tod des Königs über diesen Satz unterhalten habe und daß Vogelsgang in seiner derb-humorvollen Art die Auslegung gab: „Ach was, vielleicht stirbt er an der Wassersucht!“ Als dann das tragische Ende des Königs wirklich eintrat, erinnerte man sich der Weissagung, und Dr. Sigl schrieb darüber in seinem „Vaterland“ aufsehenerregende Zeilen. Ich selbst lernte später den wissenschaftlichen Streit kennen, der um diese Weissagungen tobte, und die Einwände, die gegen ihre Echtheit erhoben wurden; meine Teilnahme für solche Dinge ist aber nicht so stark, daß ich mich eingehend damit hätte beschäftigen müssen. Ich selbst gebe die Möglichkeit echter Weissagungen zu, habe aber — soll ich sagen als Franke? — keinerlei Anlagen nach dieser Richtung. Meine „Ahnungen“ erfüllen sich, soweit es um Persönliches handelt, fast nie, und auch als Medium bin ich denkbar ungeeignet.

(Fortsetzung folgt.)